

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 71.

Berlin, Freitag den 14. Juni

1833.

F r a n k r e i c h.

Gegenwärtiger Standpunkt der Französischen Sprache und Literatur.

Von Victor Hugo.^{*)}

Die Kunst hat gegenwärtig eine passende Stellung eingenommen. Der Streit um Worte hat einer Prüfung der Sachen Platz gemacht. Die Beinamen, die Spottnamen der Parteien haben für Niemanden mehr eine Bedeutung. Die Bezeichnungen Klassiker und Romantiker, welche derjenige, der diese Zeilen schreibt, niemals im Ernste ausgesprochen hat, sind aus jeder vernünftigen Unterhaltung eben so vollständig verschwunden, wie die der Ubiquitarier und der Antipadopapisten. Und es ist schon ein großer Fortschritt in einer Erörterung, wenn die Partei-Bezeichnungen aus dem Spiele bleiben. So lange man um Worte kämpft, ist es nicht möglich, sich zu verständigen: es ist wüthendes, erbittertes und blindes Handgemenge. Diese Schlacht, welche in den letzten Jahren der Restauration unsere Literatur betäubte, ist jetzt beendet. Das Publikum fängt jetzt an, die Umrisse der wirklichen Fragen deutlich zu unterscheiden, welche seinen Augen durch den von der Polemik erregten Staub nur zu lange verbüllt geblieben waren. Der Faustkampf der Theorien hat aufgehört. Das Gebiet der Kunst ist jetzt keine Kampfbahn mehr, sondern ein Feld. Man schlägt sich nicht mehr auf demselben, sondern man bearbeitet es.

Unseres Erachtens ist der Sieg den neuen Generationen geblieben. Sie haben in allen Künsten eine feste Stellung eingenommen. Wir werden es vielleicht eines Tages versuchen, den genauen Punkt zu bezeichnen, wo sie sich in der Poesie, Malerei, Bildhauerkunst, Musik und Architektur befinden, und wir werden uns bemühen, anzudeuten, durch welche Fortschritte und nach welchen Gesetzen die Vermischung der verschiedenen Schattirungen der jungen Schulen bewerkstelligt werden kann, sey es nun, daß sie mehr den Charakter suchen, wie die Gothen, oder mehr den Stil, wie die Griechen.

Mittlerweile ist jedoch die Anregung gegeben; die Fluth steigt. Die Grundfäße der literarischen Freiheit sind über die ganze Kunst als Saat verstreut. Die Zukunft wird ernten.

Wir gehören nicht etwa zu denen, die da glauben, daß die Kunst noch einer Hervollkommnung fähig sey. Wir wissen sehr gut, daß man weder Phidias noch Raphael übertreffen wird. Aber wir schüteln auch nicht traurig den Kopf und erklären, daß es für immer unmöglich sey, ihnen gleich zu kommen; wir halten uns nicht für so eingeweiht in die Geheimnisse Gottes. Kann Er, der jene geschaffen hat, nicht auch andere schaffen? Warum will man dem menschlichen Geiste Schranken setzen? Alle Epochen sagen ihm zu, er gedeiht unter allen Himmelsstrichen. Das Alterthum hat seinen Homer; aber das Mittelalter hat seinen Dante. Shakespeare und die Kathedralen im Norden; die Bibel und die Pyramiden im Osten.

Und welch' eine Epoche ist die unsrige! Wir haben es schon an anderen Orten und mehr als einmal gesagt: die notwendige Folge einer politischen Revolution ist eine literarische. Was können wir dagegen thun? Es liegt etwas Verhängnisvolles in diesem Parallelismus der Literatur und der Gesellschaft. Die Sitten und die Gesetze werden zuerst erschüttert, die Kunst folgt. Warum ihr die Zukunft verschließen? Der stolze Ehrgeiz bringt große Dinge hervor. Sollte das Jahrhundert, das groß genug war, um seinen Karl den Großen zu zungen, zu klein seyn, einen Shakespeare hervorzubringen?

Wir glauben daher fest an die Zukunft. Man sieht wohl hier und da noch auf der Oberfläche der Kunst einige Trümmer alter entmasteter Poesten, die schon vor zehn Jahren an allen Seiten lech waren; man sieht auch wohl einige Eigensinnige, die sich daran anklammern. Rari nantes. Wir beklagen sie; aber unsere Blicke richten sich auf andere Punkte. Wenn es uns erlaubt wäre, uns, die wir weit davon entfernt sind, uns zu denen zu zählen, die jene großen Fragen durch große Werke zu lösen bestimmt sind, eine Vermuthung über das zu wagen, was aus der Kunst werden wird, so würden wir behaupten, daß die Kunst binnen wenigen Jahren, ohne auf ihre übrigen Formen Verzicht zu leisten, sich ganz besonders unter der Gestalt des Dramas zusammengedrängt zeigen wird. Die Gründe

^{*)} Wir glauben, einen Akt der Gerechtigkeit anzuhängen, indem wir dem neulich mitgetheilten Urtheil des Herrn Wiener (S. No. 14 des Magazins) hier die Ansichten des Stimmführers der entgegengesetzten Schule folgen lassen und so unseren Lesern Gelegenheit geben, die neueste Stellung der beiden kriegführenden literarischen Parteien würdigen zu können.

zu dieser Behauptung haben wir in der Vorrede eines Buches auseinandergesetzt, welches hier zu erwähnen nicht der Mühe lohnt.

Unserer Meinung nach muß daher auch das Drama der Zukunft, um die erhabene Idee, welche wir von demselben hegen, zu verwirklichen, um seinen Platz zwischen der Presse und der Rednerbühne würdig auszufüllen, groß und ernst der Form wie dem Wesen nach seyn.

Die Fragen der Form sind seit mehreren Jahren sämmtlich erörtert worden. Die Form ist von Wichtigkeit in der Kunst. Die Form ist etwas weit Absoluteres, als man gewöhnlich glaubt. Es ist z. B. ein Irrthum, wenn man meint, daß derselbe Gedanke auf verschiedene Weise geschrieben, daß dieselbe Idee mehrere Formen haben kann. Eine Idee hat immer nur Eine Form, welche ihr eigenthümlich ist, welche ihr ganz und vollständig und wesentlich zukommt, und welche mit ihr zugleich aus dem Kopfe des Genies hervorspringt. So ist bei den großen Dichtern nichts unzertrennlicher, nichts zusammenhängender, als die Idee und der Ausdruck der Idee. Wenn man die Form tödtet, so tödtet man in der Regel den Gedanken mit.

Daher muß auch jede Kunst, die bestehen will, damit beginnen, sich selbst die Fragen über die Form, Sprache und über den Stil genau zu stellen. In dieser Beziehung sind die Fortschritte in Frankreich seit zehn Jahren fühlbar. Die Sprache hat eine gründliche Verbesserung erfahren. Und damit unsere Meinung deutlich werde, erlaube man uns hier mit einigen Worten die verschiedenen Bildungen unserer Sprache anzudeuten, wie sie besonders seit dem 16ten Jahrhundert zu bemerken sind — einer Zeit, wo die Französische Sprache angefangen hat, die literarischste in Europa zu werden.

Man kann von der Französischen Sprache im 16ten Jahrhundert sagen, daß es durchaus eine Sprache der Wiedergeburt war. Im 16ten Jahrhundert findet sich der Geist der Wiedergeburt überall — in der Sprache, wie in allen Künsten. Der Römisch-Byzantinische Geschmack, den das große Ereigniß von 1453 über den Westen ausbreitete, und der seit der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts sich allmählig über Italien ausgedehnt hatte, langte in Frankreich erst im Anfange des 16ten Jahrhunderts an; aber in demselben Augenblick dringt er überall ein, überschwehmt Alles. Nichts widersteht der Fluth. Baukunst, Poesie, Musik, alle Künste, alle Studien, alle Ideen, selbst die Hausgeräthe und die Kleidungen, sogar die Gesehgebung und die Theologie und die Medizin — Alles folgt bunt durch einander gemischt und wird von dem Strome der Wiedergeburt fortgerissen. Die Sprache gehört zu den zuerst an die Reihe gekommenen Dingen; in einem Augenblicke fällt sie sich mit Lateinischen und Griechischen Wörtern an; ihr alter Gallischer Boden verschwindet fast gänzlich unter einem klangvollen Chaos von Homerischen und Virgilischen Lauten. Zu dieser Zeit des Mäuses und des Enthusiasmus für das gelehrte Alterthum spricht die Französische Sprache, wie die Architektur, Lateinisch und Griechisch mit einer unendlichen Verwirrung und mit einem unendlichen Reiz; es ist bewundernswürdiges klassisches Stottern. Seltsamer Augenblick! Es ist eine erst im Werden begriffene Sprache, — eine Sprache, auf der das Lateinische und Griechische Wort nackt liegt, wie die Adern und Sehnen auf einem Skelett. Und dennoch ist diese noch unvollendete Sprache zuweilen sehr schön; sie ist reich, verziert, unterhaltend, unerschöpflich in Formen, voller Leben und Farbe; aus Liebe zu Griechenland und Rom wird sie barbarisch; sie ist pedantisch und naiv. Im Vorbeigehen ist zu bemerken, daß sie zuweilen überladen, schwülzig und dunkel scheint. Nicht ohne das Fließende unseres alten Gallischen Idioms zu stören, haben jene beiden todtten Sprachen ihr Wörterbuch ausgeleert. Werkwürdig ist es und erklärt sich durch Alles, was wir eben gesagt haben, daß für diejenigen, welche nur die gewöhnliche Sprache verstehen, das Französisch des 16ten Jahrhunderts unverständlicher ist, als das des funfzehnten. Für diese Klasse von Lesern ist Brantôme weniger deutlich als Jean de Troyes.

Im Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde mit dieser unreinen und gemischten Sprache die erste Läuterung vorgenommen. Eine geheimnißvolle Operation, welche durch die Jahre und durch die Menschen, durch die Masse und die Gelehrten, durch die Ereignisse und durch die Bücher, durch die Sitten und durch die Ideen zu Stande gebracht wurde, und die als Resultat die bewundernswürdige Sprache Mathieu's und Regnier's ergab, welche später die Sprache Voltaire's und LaFontaine's und noch später die St. Simon's wurde. Wenn die Sprachen sich feststellten, was Gott verhüten möge, so hätte die Französische Sprache auf ihrem damaligen Punkt stehen bleiben müssen. Es war eine schöne Sprache — die

Poesie von Mathieu und die Prosa von Regnier! Sie war schon reif und doch noch ganz jung; sie hatte die allerentgegengesetzten Eigenschaften, wie der Dichter sie bedurfte; sie war zugleich fest, geschmeidig, biegsam, lebhaft, gedrängt, einfach, stolz und bestimmt; es war eine klare und durchsichtige Sprache, auf deren Boden man deutlich alle jene Griechischen, Lateinischen oder Spanischen Etymologien erkannte, wie die Perlen und Korallen unter den Wellen eines klaren Meeres. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- L'ancien Bourbonnais. (Geschichte, Denkmale, Sitten und Statistik des ehemaligen Bourbonnais.) Nach Dufour's Handschriften herausgegeben von Achille Allier. 2 Bände Text und ein Band Abbildungen.
- Histoire philosophique des juifs. (Geschichte der Juden.) Von Caprefigue.
- Histoire pittoresque de la révolution française. (Malerische Darstellung der Französischen Revolution.) Von Antony Veraud. Mit 100 Abbildungen.
- Substance et apparence. (Schein und Seyn, oder die beiden Erziehungsweisen.) Roman, frei nach dem Englischen Romance and reality. 2 Bde. Pr. 9 Fr.
- Suite aux mémoires de Lord Byron. (Unterhaltungen Lord Byron's mit Lady Blessington.) Nach dem Englischen.

R u ß l a n d.

Jurii Miloslavsky, von Zagostin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Kirscha berichtete ihm alles Vorgefallene. Jurii horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und immer kummervoller wurde seine Miene, je gewisser es wurde, daß seine schöne Unbekannte die Tochter Schalonski's sey. Nicht, daß die Hindernisse, die sich ihrer Verbindung entgegenstellten mußten, ihn geschreckt hätten; diese konnten durch Zeit und Umstände beseitigt werden; auch das beunruhigte ihn nicht, daß Anastasia an Gonzewski versprochen war; allein der Gedanke, einen Mann, den er mit gerechtem Widerwillen betrachtete, jemals Vater zu nennen, sich an einen Elenden von den niedrigsten Gesinnungen, einen Verräther an seinem Vaterlande, durch Familienbande zu fesseln, dieser Gedanke verwandelte alle seine Hoffnungen in bitteren Gram. Und hätte auch Alles seine Leidenschaft begünstigt, so standen doch seine Grundsätze als ein unüberwindliches Hinderniß ihrer Befriedigung entgegen. Konnte er, als Schalonski's Schwiegersohn, wohl ohne Schamröthe von Verrath und Abfall gegen sein Vaterland sprechen hören? Konnte er, als ein solcher, wohl die Klage des Himmels und seiner Mitbürger über die Häupter jener rebellischen und aufrührerischen Unruhstifter herbeirufen, die ihr Vaterland in's Unglück zu stürzen suchen? — Nein, müßte er mit Anastasiens Besitz auch jeder Hoffnung entsagen, so blieb ihm ein unbestimmtes Gewissen, eine reine und heilige Anhänglichkeit an das Land seiner Väter, das Bewußtseyn, seine Pflicht als Staatsbürger gethan, den von seinen Voreltern ererbten Namen nicht geschändet zu haben; diese blieben ihm zu seinem Troste, und diese mußten seinen Entschluß stärken, auf den theuersten Wunsch seines Herzens zu verzichten. Allein, als Kirscha ihm alle einzelne Umstände seiner Unterredung mit Anastasia erzählte, als jeder Zweifel an ihrer Gegenliebe schwinden mußte, da fing seine Entschlossenheit dennoch an zu wanken.

„Genug, genug“, rief er mit zitternder Stimme, „sage mir nichts mehr.“

„Wie Ihr wollt, Junkerchen“, erwiderte Kirscha, ihn erstaunt ansehend.

„Ich Unglücklicher, konnte ich denken, daß der seligste Augenblick meines Lebens zum Nachbleib des Himmels werden würde! Laß mich keine Sylbe mehr hören.“

„Ich sage kein Wort, Junkerchen.“

„Ach, Kirscha, warum hast Du mir überhaupt etwas gesagt? Welcher Geist der Finsterniß gab es Dir ein?“

„Die Wahrheit zu sagen, ich dachte, meine Nachricht sollte Euch vielmehr angenehm, als zuwider seyn. Anastasia Titbewna —“

„Nicht weiter, nenne mir diesen Namen nicht mehr.“

„Wie Ihr wollt, Junkerchen.“

„Erwähne mir nie mehr — oder, halt, laß mich ein für alle Mal Alles wissen, was sie Dir sagte. Wie gab sie ihre Neigung kund? Wußte sie, daß ich bloß für sie lebe, daß die ganze übrige Welt mir nichts ist?“ — „Ihr hättet nur sehen sollen, wie sie auflebte, als sie Eurer Neigung gewiß war; Ihr hättet die Thränen sehen sollen, die ihr die Wangen herabriesen.“ — „Thränen! — o Himmel!“ — „Wie sie bald weinte, bald betete.“ — „Nicht weiter, nicht weiter, Kirscha, ich beschwöre Dich.“

„Aber, Junkerchen“, rief der Kosak, der Miloslavsky's Kummer nicht begreifen konnte, „warum seyd Ihr denn so betrübt, da Ihr doch so viele Ursache zur Freude habt. Erstens wißt Ihr doch nun, wer die schöne Unbekannte ist; zweitens, wer will Euch hindern, um sie zu freien? Ihr seyd von einer angesehenen Familie, habt Güter die Fülle und seyd jung und hübsch. Sie ist freilich dem Pan Gonzewski zugesagt, doch diese Heirath wird nie zu Stande kommen. Berlaßt Euch darauf, es wird nicht lange dauern, so wird kein Dorf mehr unter seiner Botmäßigkeit stehen, und weder er, noch seine Polen werden es wagen, ihre Nasen aus dem Kreml zu stecken. Alle treu gesinnte Russen warten nur, bis sie Hilfe von Nischnei-Nowgorod und anderen Plätzen erhalten, dann soll es ein lustiges Stück Arbeit geben. Meiner Treu, wenn sie nur recht zu-

sammenhielten, mit ihren Mägen könnten sie diese ungläubigen Polen zum Lande hinausfucheln.“

„Du vergißt, Kirscha, daß ich selbst dem Wladislaw Treue geschworen habe.“

„Aber, Junkerchen, wenn der Krollowitsch unser Fürst seyn soll, warum sperrt er sich denn in Krakau ein, warum läßt er uns nicht wenigstens sein Angesicht sehen? Er mag den wahren Glauben annehmen und dann, wenn es einmal seyn muß, unser Gebieter seyn. Statt dessen hat man eine Armee hergeschickt und einen Hetmann über uns gesetzt, als wären wir Unterthanen der Polen. Es ist offenbar, Jurii Dmitri, daß Sigismund ein falsches Spiel mit uns spielt.“

Dieser Gedanke war dem Miloslavsky noch nie eingefallen, so einfach er auch war, und obgleich mit mehr Redlichkeit als Feinheit dargelegt, machte doch seine Wahrscheinlichkeit einen tiefen Eindruck auf ihn. „Ach, Kirscha“, rief er mit unverstellter Freude, „ich wollte alle meine anderen Sorgen vergessen, wäre ich nur sicher, daß Du die Wahrheit sagst; aber ach! es sind Alles nur Muthmaßungen, und überdies bin ich auch an meinen Eid gebunden.“

Kirscha, welcher besorgte, daß Jurii, wenn er von der schändlichen Nachstellung des Schalonski gegen sein Leben unterrichtet wäre, an dem Vater eine schnelle Rache nehmen und dadurch jeden Gedanken an die Tochter aufgeben würde, sagte ihm nichts von der Gefahr, die auf ihn lauerte, indem er hoffte, sie durch seine eigene Wachsamkeit abzuwenden. Sein Schweigen hätte indeß beinahe traurige Folgen gehabt; denn während sie an einer Hütte halten und einige Erfrischungen genießen, laßt Dmliat an und dringt ihnen seine Gesellschaft als Reisegefährten nach Nischnei-Nowgorod auf. Kirscha behält ihn stets im Auge, und als sie sich einer verfallenen Kapelle nähern, wo, dem Anschlag gemäß, die Gehäufte des Banditen im Hinterhalt liegen, schlägt er den Bösewicht vom Pferde und hält ihn mit kräftiger Faust. Auf Jurii's Verwendung wird ihm jedoch das Leben geschenkt, und sie begnügen sich damit, ihn zu knebeln und an einen Baum zu binden. Sie schlagen sodann einen Nebenweg ein, bis sie außer Gefahr sind, und erreichen bald Nischnei-Nowgorod ohne weitere Abenteuer.

Kirscha nimmt hier Abschied von Miloslavsky, und dieser begiebt sich in das Haus des Iloma Turenin. Dieser Wosar, früher ein Freund seines Vaters, ist nicht wenig verwundert, als er vernimmt, welche Art von Geschäft seinen jungen Freund nach Nowgorod führt. Alle Verstellung ablegend, ändert er plötzlich den Ton und sagt ihm, er hoffe, die Polen, statt mit den verstockten Russen zu unterhandeln, würden bald entscheidendere Maßregeln nehmen, um sie zum Gehorsam zu bringen. Jurii wird von Abscheu ergriffen über die Heuchelei und Niederrichtigkeit Turenin's. Nicht besser aber ist der Wosar mit der doppelten Rolle, die Jurii nach seiner Meinung spielt, oder vielmehr mit dessen unbegreiflichem Benehmen zufrieden. Am folgenden Tage ist Jurii Zeuge von dem Enthustasmus der Einwohner Nowgorod's, an welche Minin (der stumme Fremde aus dem Postojaloy Dvor) eine Anrede hält und der durch seine kunstlose Beredsamkeit sie anseuert, jedes Opfer zu bringen, um den Puscharsky zu unterstützen. Auf die Anträge Miloslavsky's antworten die versammelten Wosaren, daß sie auf seine Vorschläge der Polen hören, noch mit ihnen unterhandeln wollten, bis sie vor den Mauern des Kremls ständen. Jurii stimmt ihnen von Herzen bei und beklagt nur, daß sein Eid ihn verhindere, das Schwerdt gegen die Feinde seines Vaterlandes zu ziehen. Als er aus dem Hause tritt, findet er Alexei, der ihm anzeigt, er habe ihr Gepäck nach einem Wirthshause gebracht, da er überzeugt sey, daß Turenin böse Anschläge gegen ihn brüte; denn er hätte den Dmliat mit noch einigen Schelmengesichtern im Hause des Wosaren gesehen. Diese Nachricht wird nur zu bald bestätigt, denn fast in demselben Augenblicke dringen die Mörder auf sie ein und lassen Alexei, in seinem Blute schwimmend, auf dem Plaze.

Ungefähr vier Monate später trifft ein schmucker Jesaul (Anführer einer Truppe), an der Spitze einer Abtheilung Kosaken, auf der Straße von Nowgorod einen armen Wurschen, der auf einer Bank ruht. Der gutmüthige Kirscha (denn der Jesaul ist kein Anderer, als unser Kosak) bietet ihm einige Erfrischung an, erkennt aber zu seinem Erstaunen in dem bleichen Antlitze des Fremden seinen alten Bekannten Alexei. Dieser erzählt ihm, wie sein Herr ermordet worden, denn an seinem Tode sey nicht zu zweifeln, obgleich Niemand wisse, was aus seinem Leichnam geworden sey. Kirscha meint indeß, es sey noch einige Hoffnung da, besonders da er Dmliat als den Thäter nennen hört, denn er weiß, daß dessen Auftrag nur lautete, den Miloslavsky festzunehmen und als Gefangenen zu Schalonsky zu bringen. Er beschließt, sich auf der Stelle Gehörigkeit zu verschaffen, befehlt seinen Gefährten, ihn in einem Gehölz zu erwarten, und macht sich auf den Weg nach der Hütte des Kudimowitsch, von der sie nicht weit entfernt sind. Halb durch Schmeichelei, halb durch Drohungen, entreißt er diesem das Geheimniß, daß Jurii in dem unterirdischen Gewölbe einer verfallenen Kapelle des einsamen Schlosses Teplii Stan gefangen gehalten wird. Kaum hat er diese Nachricht vernommen, als Dmliat und die Seinen, welche die ganze Unterredung belauscht haben, hereintreten. Der unglückliche Wahrsager ist bald abgethan, und Kirscha selbst soll ohne Weiteres an den nächsten Baum gehängt werden. Doch seine Geistesgegenwart verläßt ihn selbst in dieser furchtbaren Krise nicht. Er erbietet sich, wenn sie ihm das Leben schenken wollten, ihnen im nächsten Walde einen Schatz nachzuweisen, und führt sie in die Nähe des Dries, wo seine Leute verborgen sind. Hier zeichnet er einen Kreis auf den Boden und befehlt ihnen Allen, das Gesicht nach einer Seite zu wenden und sich nicht umzusehen, was sie auch für Geräusch vernehmen möchten, indem sonst der Zauber gebrochen

und der Schatz verloren wäre. Auf diese Weise hält er sie hin, bis er einen von seinen Leuten erblickt, dem er ein Zeichen giebt, welches die Mörder für einen Theil der Beschwörung halten. Die Kosaken zielen so richtig, daß die Banditen alle auf den ersten Schuß todt niedersinken, bis auf den Zemsky, dem man das Leben läßt, unter der Bedingung, sie nach Trepili Stan zu führen. Da man die Rückkehr des Dmitri und seiner Gefährten dieselbe Nacht in dem Schlosse erwartet, so erregt die Ankunft der Truppe keinen Verdacht. Schalonsky und Turenin haben eben eine Unterredung mit einander gehabt, worin Letzterer seinen Freund bewegt, den Gefangenen so gleich aus der Welt zu schaffen, als Kirscha mit zwei Kosaken in das Gemach dringt und sie zwingt, ihn nach Miloslavsky's Gefängniß zu führen. Dieser wird sogleich in Freiheit gesetzt, die beiden Bojaren werden in die nämliche Zelle eingesperrt, und die Kosaken ziehen ungehindert ab.

Der Welt überdrüssig und verzweifelnd, jemals mit Anastasia vereinigt zu werden, zu gleicher Zeit außer Stande, für sein Vaterland zu kämpfen, beschließt Jurii, Mönch zu werden. Er wählt das Kloster St. Sergius, dessen Superior damals der berühmte Abraham Paliekin war. Dieser patriotische Geistliche spricht ihn von seinem dem Ladislaus geleisteten Eide los und verlangt, als ein Zeichen seines Gehorsams gegen die Kirche, daß er die Waffen zur Verteidigung seines Vaterlandes ergreife, indem er ihm verbietet, nach dem Kloster zurückzukehren, so lange jenes seines Schwerdts bedürfe. Gern folgt Miloslavsky einem Befehl, der so sehr mit seinen Wünschen übereinstimmt, und Alles, wonach er jetzt strebt, ist ein frühzeitiger und ehrenvoller Tod. Auf seinem Wege nach Moskau stößt er mit Alexei auf einen Haufen bewaffneter Bauern, die ihn zum Vater Jeremias bringen, einem eifrigen Patrioten, der in dieser Gegend eine Art von Guerilla errichtet hat und mit unbestrittenem Ansehen herrscht. Während Jurii sich der Gastfreundschaft des guten Paters erfreut, bringt ein Kosak die Nachricht, daß sie mit einem Bojaren von der Polnischen Partei ein Schwermüßel gehabt, denselben erschlagen und sich aller seiner Schätze nebst seiner Tochter bemächtigt hätten. In der unglücklichen Gefangenen, die hereingeführt wird, erkennt Jurii seine Anastasia. Durch die Unbesonnenheit ihrer Begleiter wird es kund, daß sie die verlobte Braut des Pan Gonszewski ist, und nun dringen die Soldaten und das Volk auf ihre augenblickliche Hinrichtung. Vergebens will Vater Jeremias sie besänftigen, das Geschrei des wüthenden Haufens wird immer wilder.

Jurii wird mit Schauern gewahrt, daß die Festigkeit des Priesters anfängt zu wanken, und daß Unentschlossenheit und Unruhe sich in seinem Gesichte zeigen. Jeremias bemerkt, daß der wilde Haufe, von Wein entflammt und nur nach Rache dürstend, alle Subordination aus den Augen setzt, und daß, wiewohl sein drohender Blick und seine wohlbekanntes herkulische Kraft die Anführer noch bis jetzt von offener Gewalt zurückhält, dies doch auf keinen Fall mehr lange dauern könne. Das Geschrei der wüthenden Menge draußen, in welchem schon mitunter Schimpfsworte und Drohungen gegen den Pater selbst laut werden, nimmt mit jedem Augenblick zu. Auch seine Angst wächst, während er Blicke des Mitleidens abwechselnd auf den unglücklichen Jurii und die besinnungslose Anastasia wirft. Plötzlich kehrt die Ruhe auf sein Gesicht zurück. Miloslavsky's Hand ergreifend, fragt er ihn leise: „Seyd Ihr bereit, Alles zu thun, was zur Rettung dieses unglücklichen Mädchens dienen kann?“

„Alles, Alles in der Welt, Vater Jeremias.“

„Nun, dann ist sie gerettet. — Wohlan, Ihr guten Leute“, fuhr er fort, gegen diejenigen gewendet, die sich ins Haus gedrängt hatten, „ich sehe, es hilft nichts, länger mit Euw zu streiten, daher muß es wohl so recht seyn, da Ihr durchaus darauf besteht. Indeß erinnert Euch, daß das arme Geschöpf getauft ist, so gut wie wir, und daß es Fluch über uns Alle bringen würde, wenn wir ihre Seele umkommen ließen. Wir wollen sie, so sanft wir können, in die Kirche tragen, bald wird sie wieder zu sich kommen, und dann müßt Ihr mir Zeit lassen, ihre Beichte zu hören und sie zum Tode zu bereiten. Alsdann übergebe ich sie Eurer Hand, und Ihr mögt mit ihr thun, wie Euch gut dünkt.“

„Das ist nicht mehr als billig“, sagte Bietchura, „dagegen läßt sich nichts sagen. Kommt denn, Jungen, helft mir sie in die Kirche tragen. Doch Ihr müßt Platz machen, wir sind hier so zusammengedrängt, daß man sich nicht rühren kann. Geht Ihr voran, Vater Jeremias, wir kommen gleich nach.“

In wenigen Minuten hatten Alle das Gemach verlassen, bis auf Jurii, Alexei und Anastasien's Sennaja Dewuschka (Kammerjungfer), die vor Jammer fast verging. Ungeachtet der Zusicherung des Paters Jeremias, war Miloslavsky in keiner viel besseren Fassung. Er rannte auf und nieder, wie ein Unsinniger. Bald griff er an sein Schwerdt, dann wieder, sich die Augen mit der Hand bedeckend, überließ er sich der äußersten Verzweiflung, warf sich auf einen Stuhl und schluchzte wie ein Kind. Alexei wagte keinen Versuch, ihn zu besänftigen, und stand wie eingewurzelt auf einem Fleck. Einige Minuten verfloßen so, da ging die Thüre leise auf, und ein altes kleines Männchen, dessen glattes Haar und langer Bopf ihn als den Küster des Orts erkennen ließ, winkte dem Miloslavsky. Dem Alexei, der ihm folgen wollte, bedeutete er leise, er möchte bleiben, wo er wäre. Sie gingen über den Kirchhof und waren bald in der Vorhalle der Kirche. Während Jurii die Stufen hinanstieg, sah er sich um und erblickte ein furchtbares Schauspiel. Rings umher auf dem ganzen Platz brannten Feuer am Boden und warfen ihren Schein auf die bewaffneten Gestalten, die darum herstanden. Ihr wüthendes Geschrei und Geberdenspiel, das wilde Lachen, mit welchem sie dann und wann nach einem Galgen wiesen, unter dem ebenfalls ein Feuer brannte und ein lärmender

Haufen versammelt war — das Alles bildete ein so schreckliches Gemälde, daß Jurii sich mit Schauer davon abwandte und hastig in die Kirche trat. Eine einzige Lampe brannte vor dem heiligen Schrein, und am Altar stand Vater Jeremias hinter einem Pult in seiner Priestertleidung und vor ihm die zitternde Anastasia.

„Geschwind, Jurii Dmitri“, rief der Priester, ihm entgegengehend, „mache fort und stelle Dich neben Deine Braut.“

„Meine Braut!“ rief Jurii mit Schauern.

„Freilich. Es giebt kein anderes Mittel zu ihrer Rettung. Noch einige Minuten Zögerung können ihr das Leben kosten. Ich frage Dich daher noch einmal, willst Du sie retten?“

„Ich will es!“ rief Jurii mit entschlossenem Ton. Da zog Vater Jeremias zwei Ringe von Anastasien's Fingern und begann die Trauungs-Ceremonie. Jurii antwortete mit fester Stimme, aber Todesblässe bedeckte sein Gesicht. Aus Anastasien's Augen fielen schwere Thränen, ihre Stimme zitterte, doch ihre Wangen glühten, und ihre brennende Hand zuckte fieberhaft in der Miloslavsky's, die kalt und unempfindlich wie Marmor war.

„Unterdesse war die Ungeduld der blutdürstigen Henker Anastasien's aufs Höchste gestiegen.“

„Was soll das heißen, Vater, wollt Ihr uns hintergehen?“ rief eine Stimme; es war die des Bietchura. „Braucht man zwei Stunden, um Jemanden Beichte zu hören? Wenn es unfer einer gewesen wäre, Ew. Ehrwürden hätten ihn in einem Augenblick abgefertigt. Kommt, Jungen, in die Kirche. Ihr wißt, ein Priester kann vor Zeugen Niemanden Beichte hören, und so wollen wir der Sache mit einem Mal ein Ende machen, er mag wollen oder nicht.“ — „Wir wollen Alle hinein! wir wollen Alle hinein!“ schrien die Uebrigen, und in einem Augenblick war die Vorhalle angefüllt.

„Was bedeutet das?“ murmelte Bietchura, „die Thüren sind verschlossen.“

„Thut nichts, Bursche!“ rief Materoi, „gebt mir eine Art, und ich will bald sehen, wie stark die Angeln sind.“ In diesem Augenblick flogen die Thüren plötzlich auf, und Vater Jeremias, in vollem Priester-Ornat, stand mit zürnendem Blick, gleich einem Engel des Herrn, vor der verwegenen Menge. „Verruchte Böfewichter!“ rief er mit donnernder Stimme, „wagt Ihr es, auf so freche Weise in den Tempel Eures Gottes zu dringen? Unreines, unheiliges Volk, was begehrt Ihr von demjenigen, der an seinem Altare dient?“

„Vater Jeremias“, sprach Bietchura mit unterwürfigem Tone, da er das demüthige Wesen seiner Gefährten sah, „habt Ihr nicht selbst versprochen, uns Gonszewski's Braut auszuliefern?“

„Ich habe es und würde mein Versprechen auch jetzt noch halten, wenn es in meiner Macht stände, Euch die Braut des Verräthers zu übergeben.“ — „Und was hindert Euch daran?“ — „Daß sie nicht hier ist.“ — „Nicht hier? Was meint Ihr damit?“ — „Hier ist Niemand als Jurii Dmitri Miloslavsky und sein ihm eben angetrautes Weib. Seht sie hier vor Euch“, fügte der Priester hinzu, indem er auf Jurii und Anastasien wies, welche Hand in Hand sich der Thüre genähert und neben ihren Beschützer gestellt hatten. „Meine Brüder“, fuhr Vater Jeremias fort, ohne der Menge Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, „unsere heilige Kirche hat ihren Segen über sie gesprochen, und was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen.“

Dergleichen Jurii, um Anastasien vom Tode zu retten, in die Heirat mit ihr gewilligt hatte, so erlaubt ihm sein Gelübde dennoch nicht, sich als ihren Ehegatten zu betrachten. Seine verwittwete Braut begiebt sich in ein Kloster, wo ihre Tante Superiorin ist, während Miloslavsky zur Armee eilt und ernstlicher als je hofft, der Heldentod werde einem Daseyn ein Ende machen, das sonst dem Kloster verfallen ist. Wie werden jetzt mitten in das Kriegs-Getümmel versetzt. Posharsky besiegt die Polen in einer entscheidenden Schlacht; die Ent rinnenden sind genöthigt, sich in den Kreml zu werfen, den sie später, am 22. Oktober 1612, übergeben. An diesem Tage eines allgemeinen Festes für jeden Russischen Patrioten ist Miloslavsky's Herz allein kummerbelastet. Der allgemeinen Freude, die er nicht mit vollem Herzen theilen kann, sich entziehend, tritt er in die Kirche spass na horu, wo er Abraham Paliekin antrifft, der ihm Vorwürfe über seine Traurigkeit macht.

„Warum so betrübt, mein Sohn? welche geheime Sünde drückt Dich so nieder?“ — „Ein schreckliches Geheimniß.“ — „Ein Geheimniß? Und warum hast Du es mir so lange verborgen?“ — „Vater Abraham, ich bin verheirathet.“ — „Verheirathet!“ rief Paliekin, „verheirathet“, wiederholte er nach einer Pause, während welcher er den Jurii starr angesehen hatte. „So hast Du mich also betrogen, unglücklicher Mann, Du hast es gewagt, Deine Seele zu beslecken, indem Du in dem Tempel Deines Gottes und in seiner Gegenwart an Dir selbst meineidig wurdest. Ach, Jurii Dmitri, wie groß ist Deine Schuld.“ — „Nein, Vater, ich betrog Dich nicht. Ich war nicht verheirathet, als ich mich dem ehelosen Leben gelobte, noch dachte ich je daran, einen Eid zu brechen, den ich vor dem Altar eines heiligen Märtyrers abgelegt hatte. Konnte ich wohl denken, daß ich so bald darauf die Tochter meines bittersten Feindes, Schalonsky's, mein Weib nennen würde?“

Es kommt nun zu Erklärungen, und Paliekin giebt Jurii den Trost, daß, da er noch im Noviciat sey und die letzten Ceremonien, die ihn ganz von der Welt scheiden, nicht vollzogen habe, er immer noch in dieselbe zurücktreten könne. Doch selbst dies würde ihm wenig gebolfen haben, wenn der gute Pater im Laufe des Gesprächs nicht zufällig entdeckte, daß die Nonne, die er am nächsten Tage einweihen soll, keine andere, als Anastasia, Miloslavsky's Weib, sey. Auf diese Weise haben sich für unsere Helden alle unübersteiglich scheinende Hindernisse geobnet, und so dürfen wir wohl den Vorhang fallen lassen, da das Uebrige sich von selbst erräth.

Aus den hier mitgetheilten Grundzügen des Werks wird der Leser abnehmen können, in wie fern es jene Art von Interesse darbietet, welches aus den Begebenheiten, die der Geschichte zur Grundlage dienen, entspringt. Man muß gestehen, daß weder eine besondere Erfindungsgabe, noch eine sehr verwickelte Intrigue, noch eine große Mannigfaltigkeit der Situationen darin hervortritt. Die beiden ersten Bände enthalten in der That nicht viel mehr, als Jurii's Reise nach Nischnei-Nowgorod und seine Unterredung mit den Patrioten dieser Stadt. Unsere Aufmerksamkeit wird hauptsächlich durch Kirscha beschäftigt, und obgleich seine etwas kleinlichen Intriguen vom Verfasser sehr geschickt als Behitel benutzt sind, um Scenen herbeizuführen, die uns die damalige Zeit und ihre Sitten schildern, so möchten sie doch fast zu weitschweifig scheinen, besonders da der Verfasser sie weit sorgfältiger ausgearbeitet zu haben scheint, als die historischen Fakta und Personen. Von diesen kommen in der That sehr wenige auf die Scene, und selbst diese könnten füglich wegbleiben, ohne dem Gang der Geschichte zu schaden. Von den Polen bekommen wir nur wenig zu sehen: Gonszewski tritt gar nicht auf, obgleich dieser Charakter, unseres Erachtens, sehr gut hätte benutzt werden können, um das Geschichtliche mit dem Hauptgegenstand des Romans, die nur sehr lose zusammenhängen, enger zu verknüpfen. Auch von Posharsky lernen wir nicht viel mehr als den Namen kennen, und so ist für das historische Interesse, welches in dem Roman hätte vorherrschen sollen, fast nichts gethan. Dennoch lesen wir diesen Roman, so wie er ist, mit Vergnügen, ohne daß dasselbe durch die in's Einzelne gehende Ausmalung von National-Sitten und Ansichten, die gewöhnlichen Romanen-Lesern vielleicht langweilig und abgeschmackt vorkommen, geschwächt wird.

Ein paar Worte über Zagostin's zweiten Roman: „Moslawew, oder die Russen im Jahr 1812“, vergönnen uns die Leser wohl noch. Diesen giebt der Verf. als einen Pendant zu „Miloslawsky“, denn der Stoff beider ist gleich national, und jeder ruft eine für Rußlands Schicksale höchst wichtige Epoche in's Gedächtniß. Bei beiden Gelegenheiten hat sich das Volk durch seinen Patriotismus ausgezeichnet, und der Ausgang war eben so glücklich als glorreich. Dadurch aber erhielten beide Erzählungen eine gewisse Nebenlichkeit, die dem Verf. von Einigen als Mangel an Originalität oder vielmehr als Einseitigkeit vorgeworfen wurde. Wir unsererseits sind nicht dieser Meinung, besonders da die Begebenheiten an und für sich ganz verschieden sind und zwischen den beiden Perioden, in denen sie vorkamen, ein Zeitraum von 200 Jahren liegt. Miloslawsky hat in so fern einen Vorzug, als seine uns entfernter liegende Zeit ihm einen romantischeren Anstrich verleiht und, indem sie die Gegenstände selbst in ein gewisses Dämmerlicht hüllt, dem Schriftsteller freieren Spielraum läßt, sie nach seiner Phantasie auszumalen, ohne daß man ihn der Untreue zeihen kann. Die letztere Erzählung dagegen, obwohl von allgemeinerem Interesse, mußte zu viel von „Zeitungs-Neuigkeiten“ aufnehmen, um eine starke poetische Farbengebung zu gestatten. Statt uns ganz der Führung des Dichters zu überlassen, sind wir bei jedem Schritt versucht, die damaligen Tagesblätter nachzuschlagen, um die Wahrheit seiner Begebenheiten und Charaktere zu prüfen. Selbst jene furchtbare Scene, in welcher Napoleon und sein General-Stab beinahe in den Flammen Moskau's umkamen, verliert viel von ihrer Wirkung durch den unwillkürlichen Zweifel: „Ist es auch wahr?“ Der Verfasser selbst scheint diese Schwierigkeiten gefühlt zu haben, daher hat sein zweiter Roman nicht die Einheit des ersten. Es ist mehr eine Reihe von Episoden, als ein zusammenhängendes Ganze, wo eine Begebenheit aus der anderen entspringt. Dennoch würden wir diese hors d'oeuvres sehr ungern vermissen, selbst dann, wenn der Verf. sie durch eine schulgerechtere Bearbeitung seines Romans ersetzen wollte. Hauptsächlich ist Herrn von Zagostin's Laufbahn auf diesem Felde der Literatur erst im Beginn, und wir dürfen uns noch viel Vergnügen und Belehrung durch neue Werke von ihm versprechen. (L. Q. R.)

Bibliographie.

Panorama von St. Petersburg. Herausgegeben vom Kollegien-Rath Alex. v. Paschuyt. Dieses eben angekündigte Werk umfaßt in drei Sprachen — Russisch, Deutsch und Französisch — die Geschichte und eine höchst genaue topographische Beschreibung der Russischen Hauptstadt und ihrer Umgegend. Jeder Sprache ist ein Band gewidmet; mithin erscheinen drei Bände, wozu 100 Englische Stahlscheiben gehören. Dem uns vorliegenden Plane zufolge, wird das Buch ein eben so umfassendes als nützlich Werk, sowohl für Fremde, die St. Petersburg besuchen, als für die Einwohner dieser Hauptstadt seyn; für Reisende, die nicht das ganze kostspielige Werk kaufen wollen, wird ein besonderer Auszug erscheinen. Das Russische Original, das in einem sehr einfachen leichten Stil abgefaßt ist — eine Eigenschaft, die in der Russischen Literatur zu den Seltenheiten gehört — wird in das Französische von Hrn. Feroy de Pigny und in das Deutsche von Hrn. Aug. von Iddecop übersetzt.

England.

Daniel Defoe.

Dieser Mann, dem noch nicht der ihm gebührende Ruhm zu Theil geworden, wurde in London im J. 1661 geboren. Sein Vater war ein Schächter, Namens Foe, und der Sohn scheint das „De“ hinzugefügt zu haben. Er erhielt seine erste Erziehung in der Schule eines dissentirenden Geistlichen in Newington Green, wo er sich durch Wißbegierde und Leselust auszeichnete. Hierauf kam er bei einem

Strumpfbändler in die Lehre, ließ sich auch späterhin als ein solcher in London nieder. Er muß aber bald nach seiner Lehrzeit schon als Schriftsteller aufgetreten seyn, da er sich „einen jungen Mann und einen jungen Autor“ nennt, bindend auf eine im J. 1683 verfaßte politische Flugschrift. Literatur schien die Vorsehung ihm als das eigentliche Feld seiner Thätigkeit angewiesen zu haben; in seinen Handelsgeschäften — er hatte unter Anderem eine Ziegelbrennerei bei Tilbury Fort in Essex — war er nicht glücklich, und gegen das Jahr 1692 sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Sein Betragen hinsichtlich dieses Ereignisses gereicht ihm sehr zur Ehre. Ungeachtet die Gläubiger, denen er alle seine Habe hingab, auf ihre Forderungen verzichteten, so hat er doch sein ganzes Leben hindurch sich bemüht, den vollen Betrag seiner Schulden abzulösen, und es scheint, als habe er diesen Zweck zum Theil erreicht. Etwa 12 Jahre nach seinem Bankerott erzählt er in einer seiner Schriften, daß er, mit einer zahlreichen Familie und nun auf den eigenen Fleiß angewiesen, müthig durch ein Meer von Unfällen hindurchgeschritten und seine Schulden von 17,000 auf 5000 Pfund Sterling verringert habe.

Obgleich Defoe so früh als politischer Schriftsteller aufgetreten war, so war doch sein nächstes literarisches Erzeugniß von ganz anderem Charakter. Sein im Jahr 1697 erschienenes Buch über Projekte ist voll neuer und sinnerreicher Vorschläge in Bezug auf Handel, Erziehung und Literatur und macht auf mancherlei Verbesserungen aufmerksam. Allein schon in demselben Jahre betrat er sein altes Gebiet der Politik wieder und behauptete sich eine stürmische Zeit von 18 Jahren auf demselben sehr ruhmvoll. Er schrieb viel und schnell, aber klar und kräftig, und trotz den Versuchungen aller Art, denen seine eingeschränkte Lage ihn aussetzte, haben wenige, selbst die, welche höhere Stellungen in den Gesellschaften einnehmen, Defoe an Festigkeit und Unabhängigkeit übertroffen. Seine Grundsätze zogen ihm Gefahren, Verfolgungen und Strafen zu, aber nichts desto weniger hielt er fest an seiner Meinung und vertheidigte sie ohne Scheu und Menschenfurcht.

Den 19ten Februar 1704 — er war damals wegen einer Broschüre verhaftet — fing er seine politische Zeitschrift an, die zuerst als „Uebersicht der Französischen Angelegenheiten“ und seit Anfang des Jahres 1706 als „Uebersicht des Zustandes der Englischen Nation“ ausgegeben wurde. Es war anfangs ein Wochenblatt, späterhin erschien jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend eine Nummer, 4 Quartseiten stark. Den politischen Neuigkeiten und Auffäßen war eine kurze Meldung inländischer Ereignisse beigelegt, Alles aber von Defoe allein geschrieben. Das Werk wurde bis zur Vollendung des neunten Bandes (1713, Mai) fortgesetzt. Eine kurz zuvor eingeführte Taxe — dieselbe, welche vermuthlich das Aufhören des Addison'schen Zuschauer's veranlaßte — bewog Defoe, sein Blatt zu schließen. Er war dajumal neuerdings im Gefängnisse von Newgate. Seine review, die viel gelesen wurde und gewissermaßen als Vorbild des Zuschauers gelten kann, theilte nicht das Glück dieses letzten Blattes; ein vollständiges Exemplar desselben scheint nicht mehr vorhanden zu seyn; das Britische Museum besitzt nur die ersten 6 Bände.

Während jener Zeit schrieb Defoe noch manche andere Bücher, insonderheit ein Gedicht in 12 Gesängen, jure divino, und eine Geschichte der Union mit Schottland; an letzterer Begebenheit hatte er selbst Antheil, da ihn die Regierung zu diesem Behuf nach Edinburg geschickt hatte. Defoe hat stets die Dienste, die er bei dieser Gelegenheit seinem Vaterlande geleistet hat, als wichtig betrachtet. Obwohl seine politischen Drangsale mit der Ironbestrafung des Hauses Hannover ein Ende nahmen, so brachte diese ihm doch weder Lohn noch Ehre; er ward vernachlässigt und blieb arm; vielleicht ward durch diese Behandlung selbst sein Körper angegriffen. Seit er im Jahre 1715 vom Schlag gerührt wurde, beschloß er, ungeachtet seine gute Constitution über dies Uebel gesiegt hatte, der Politik gänzlich den Abschied zu geben, und dieser Entschluß setzte ihn in den Stand, im Herbst seines Lebens eine Reihe von Werken zu schreiben, die Alles verdunkelten, was er bisher geleistet hatte.

Im J. 1719 erschien sein Robinson Crusoe; der Beifall, den dieses seitdem Europäisch gewordene Buch erregte, war sehr groß, und Taylor, der das von allen Buchhändlern zurückgewiesene Manuscript gekauft hatte, soll tausend Pfund Sterling daran gewonnen haben. Unter den ferneren schnell auf einander folgenden Erzeugnissen ähnlicher Art ist besonders seine 1722 herausgekommene Beschreibung der Pest merkwürdig — welche Dr. Mead für eine wahre Geschichte gehalten haben soll — desgleichen die Denkwürdigkeiten eines Kavaliere (1722) und das Leben des Obersten Jack (1723). Die in diesen Dichtungen herrschende Natur und Wahrheit nehmen den Leser dergestalt ein, daß er kaum andere als wirkliche Erzählungen zu lesen meint. Defoe starb 1731 den 24ten April im 71sten Jahre seines Lebens, ohne Vermögen. Er hinterließ mehrere Kinder, deren Nachkommen zum Theil noch leben. Das vermuthlich noch nicht vollständige Verzeichniß seiner Productionen, das sein neuester Biograph Wilson mittheilt, enthält 210 Artikel; viele dieser Werke waren unter Umständen großer Dürftigkeit und Noth geschrieben. In der Vorrede seines jure divino bekennt er, daß er dasselbe größtentheils im Gefängnisse, von Leiden verschiedener Art heimgesucht, erdacht und niedergeschrieben habe.

Bibliographie.

The abess. (Die Aebtissin.) Roman von der Verfasserin der häuslichen Sitten der Amerikaner.) 3 Bde. Pr. 3½ Sd.
Adelaide. — Eine Geschichte aus der modernen Welt. 3 Bde. Pr. 24 Sd.